

#4

Das neue Werk

* Der Christ im Volksstaat *

Herausgegeben von Eberhard Arnold und Otto Herpel

VERANTWORTLSCHRIFTFLEITER: OTTO HERPEL-NEUWERK-VERLAG-BERLIN

Pfingsten.

Wnd als der Tag der Pfingsten erfüllet war / waren sie alle einmüthig bey einander.

Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel / als eines gewaltigen Windes / und erfüllet das ganze Haus / da sie saßen.

Und wurden alle voll des heiligen Geistes /

Sie blieben aber beständig in der Aposteln Lehre / und in der Gemeinschaft / und im Brotbrechen / und im Gebät.

Es kam auch alle Seelen Furcht an / Und geschahen viel Wunder und Zeichen durch die Apostel.

Alle aber die glaubig waren worden / waren bey einander / und hielten alle Ding gemein:

Ihre Güter und Haabe verkaufften sie / und theilten sie auß unter alle / nach dem jedermann noth war.

Und sie waren täglich und stäts bey einander einmüthig im Tempel und brachen das Brod hin und her in den Häusern /

Nahmen die Speise / und lobten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen / und hatten Gnade bei dem ganzen Volk. Der Herr aber that hinzu täglich / die da selig wurden / zu der Gemeine.

Komm heilger Geist.

Von Heinrich von Laufenberg.

Komm heilger Geist erfüll min Herz,
entzünd in mir din Minne.
Din Süßigkeit vertreib den Schmerz,
erleucht minr Seelen Sinne.

In dir allein ist Fried und Sunn,
in dir ruht das Gemüte,
in mir auch wollest Friede tun
durch din göttliche Güte.

Ach reiner Herzen lichter Schin,
glänz in minr finstren Kluse,
ach edler Trost, gieß dich darin,
min Seel werd hüt din Huse.

Ach edler Geist mit sieben Gaben,
nun si noch heut min Gaste,
daß ich dir leb und dich mög laben,
nimm bi mir Ruh und Raste.

Komm, min Heil, min Seligkeit,
durch dinen heilgen Namen,
von mir dich nimmermehr gescheidt
hie und dort immer. Amen.

* Das neue Werden *

Vom Werden in unsrer Jugend.

Insfelsberg — Großenheidorn — Schlüchtern.

Von Eberhard Arnold.

Am 7. März 1920 kamen auf dem Insfelsberg in Thüringen aus den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes etwa fünfzig jugendliche Menschen zusammen, frische Wandervogel-Jungens und -Mädels in der bekannten freideutschen Tracht, nur mit wenigen großstädtisch-bürgerlich anmutenden Gestalten durchsetzt. Für manche auffallend und neuartig war das unvermittelt hereinplagende Auftreten unsrer jungen Proletarier in ihrer russisch anmutenden Aflust, mit ihrem wallenden Haarwuchs. In ihrem ganzen Sein und Wesen trat uns die erfrischende Luft der Landstraße entgegen, wie die meisten von ihnen ja auch tatsächlich auf große Walze gehen wollten. Aber auch der bei den andern so gleichartig erscheinende Wanderanzug durfte nicht darüber täuschen, daß die hier Zusammengekommenen durchaus verschiedenartigen Kreisen und Gruppen der Jugendbewegung entstammten.

In ihnen allen ringt der Geist der Freiheit um neue Gestaltung, ohne daß eine Gruppe von der andern abhängig wäre oder sich von der andern bestimmen lassen wollte. Das Gemeinsame aller hier vertretenen Strömungen ist der Wille zur Autonomie, die Selbstständigkeit des Gewissens, das um Wahrhaftigkeit, um Lebenseinheit und um die Erfüllung der umfassenden Liebe ringt. Man ist eins in dem Empfinden, alle Formen und Wortprägungen aufgeben zu müssen, die nicht wirklich aus dem eigenen inneren Erleben quillen. Man ist eins in der Abkehr von der zugrunde gehenden Zivilisation, in der Ablehnung der untergehenden Gesellschaftsordnung und Politik. Man ist eins in dem sozialistischen und pazifistischen Willen, in und mit dem Proletariat für die Menschwerdung aller auf allen Gebieten des Lebens und für den Frieden unter allen Menschen einzustehen. Den zahlreichen kleinen Kreisen, die hier vertreten waren, ist diese gesuchte Erneuerung eines krank gewordenen Menschentums, dieser ersehnte Aufbau des persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens irgendwie in Jesus gegeben. Und zwar erfährt man das göttliche Wesen und das Christuserlebnis als unmittelbar im eigenen Innern gegenwärtig und deshalb als unbedingt verpflichtend, sodaß es durch

die gegebenen Bedingtheiten nicht verändert werden kann. Es handelt sich letzten Grundes um eine religiöse Einheit innerer Gewißheit. In dieser Gewißheit ist man davon durchdrungen, daß der Geist Jesu nur befreiend wirken kann, und daß sich seine Freiheit in der ihm eigenen Liebe betätigen muß, die lebendige Gemeinschaft und werkfrohe Arbeit bedeutet.

Deshalb konnte es sich auf dem Inselfberg, wie schon die Einladung betonte, keinesfalls um einen organisatorischen Zusammenschluß der verschiedenen Gruppen handeln. Denn dieser hätte irgend eine Bindung oder irgendeine Hemmung für die zukünftige Entwicklung bedeuten müssen. Es konnte sich nur um ein gegenseitiges Kennenlernen und Befruchten der verschiedenartigen geistigen Wesenheiten, um gegenseitigen Austausch und um gegenseitige Anregung handeln. Die einzelnen Kreise und Gruppen müssen nach wie vor frei von außen und innen, frei auch von einander auch fernerhin ihr eigenes Leben leben. Die Unterschiede zwischen diesen verschiedenartigen Gruppen waren die ganze Tagung hindurch deutlich erkennbar. Die Freunde, die aus der Föderation der revolutionären Jugend kamen, empfanden das Sprechen und Reden der Akademiker und die trotz allem noch anhaftende Formalität des bürgerlichen Wesens vielfach als unerträglich. Für sie galt nur die Tat und nichts als die Tat. Und sie haben bei uns, die wir aus der andern Welt kommen, nur allzu oft den Eindruck, daß Begriffe und begriffliche Diskussionen, Worte und immer wieder Worte anstelle des Lebens treten, das doch durch Worte nicht gefaßt werden kann. Unter denen, die aus der freideutschen Jugend kamen, wollten die einen im Verein mit den anwesenden Quäkern die spezifisch quäkerische Gläubigkeit und Innerlichkeit weitergeben, — die anderen zum sofortigen Verlassen des bürgerlichen Berufslebens und des städtischen Zivilisationslebens auffordern, um auf der Walze, auf der großen Fahrt oder in der Siedlung zu sich selbst, zu Christus und zur prophetischen Sendung zu kommen, und wieder andere eine religionsmischende Mystik suchen, in welcher neben Christus alle anderen religiösen Geister gleichberechtigt erscheinen. Aus dem Neuwerkreise wurde die objektivisierende Stimme laut, daß es nicht auf uns, sondern auf die Sache ankommt, nicht darauf, daß wir leben, sondern, daß wir gelebt werden, nur darauf, daß der Wagen Gottes läuft, wobei wir diesem Wagen nur entschlossen nachmarschieren könnten. Aus den innerlich befreiten Gruppen, die den Bibelkreisen an höheren Lehranstalten, der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung und ähnlichen Verbänden entstammen, wurde ein mehr oder weniger dogmatisch gefärbtes Bekenntnis zu dem innewohnenden gekreuzigten und auferstandenen Christus, zu der organischen Einheit des mystischen Leibes Christi und zu dem zukünftigen Reich Gottes auf der Erde laut. In politischer Hinsicht neigten manche mehr zu

80

einem gemäßigten Mehrheitssozialismus, der die Menschheit nach ökonomischen Gesichtspunkten unterschiedslos als Brüdergemeinschaft bejahen will, andere zum Kommunismus der K. P. D., wieder andere zum anarchistischen Kommunismus, der den organischen Aufbau der innerlich zusammengehörigen und zusammenwachsenden Familienverbände und Lebensverbände zu einer neuen Volkseinheit und Menschheitseinheit erwartet.

Die tragische Spannung, die sich aus einem solchen Zusammensein so polar entgegengesetzter Elemente ergeben mußte, lagerte oft wie gewitterschwanger über den Zusammenkünften. Sie war auch der tiefste Grund für die von vielen bestätigte Erscheinung, daß das ungemein starke positive Ergebnis der Tagung erst nach einem gewissen Zeitabstand bewußt werden konnte. Es wurde uns deutlich, daß wir vor einem gewaltigen religiösen Ereignis stehen, das unbedingt kommen muß. Wir haben noch nicht die starke religiöse Persönlichkeit, die allen den Suchenden und Ringenden den Christus so ins Herz bringt, als lebte und stirbe er unter uns, so daß wir sein Leben leben müssen, gerade wie er es gelebt hat. Wir fühlen unsere eigene religiöse Schwäche. Aber wir merken es mit unfehlbarer Sicherheit, daß Gott am Werk ist und etwas unerhört Großes schafft. Und wir fühlen es, daß er in uns selbst auf dieses Kommende hin wirksam ist.

Es entsprach diesem tiefgrabenden Eindruck, daß ein gemeinsamer christlicher Jugendtag Groß-Deutschlands für die nächste Zeit nicht geplant werden konnte. Abgesehen davon, daß manche das Wort „christlich“ als ebenso mit Mammonismus, Blut und Haß belastet ablehnten wie das Wort „kirchlich“, könnte ein großer Jugendtag so mannigfaltigen unausgeglichene Lebens nur unecht oder zersprengend wirken. Dagegen mußten infolge des Inselferges die einzelnen Gruppen umso intensiver in ihren Kreisen zusammenkommen und zusammenleben. Abgesehen von den kleineren Treffen in den verschiedenen Gegenden des Vaterlandes, in denen sich Quäker, Freideutsche, Pazifisten, Sozialisten, Revolutionäre, Bibelkränzler, Treubündler und andere in dem einen religiösen Geist zusammenfanden, wurden die Tagungen der „Großenheidorner“ in Großenheidorn und Budeburg, der „Schlüchterner“ in Schlüchtern und der „Erfurter“ in Thüringen vorbereitet. In Großenheidorn und Budeburg fand ein Jugendtreffen statt, das dem Ursprung aus dem Bibelkränzchen entsprechend auch die Jüngsten zur Geltung brachte. Infolgedessen wurde hier neben den Arbeiterfragen und neben der Stellungnahme zu dem Bestehenden vor allem die Schulfrage und die Lebensgestaltung ins Auge gefaßt, — wiederum unter die Frage des Lebens aus dem Geist Christi gestellt. Hier betonte man noch stärker als auf dem Inselferg, daß das große Werden ein bestimm-

tes Wissen und Ahnen des Neuen sei, das aber noch nicht in Worten ausgedrückt werden könne. Alle Worte wie etwa die von der „lebendigen Christlichkeit aus Liebe“ empfand man so tief als schwächlich und unzulänglich, wie das Leben sich unterscheidet von den naturwissenschaftlichen und philosophischen Büchern, die es beschreiben. Um das Leben, um nichts anderes als das Leben geht es. Nur einen Unterschied kennt man, nur den zwischen Tod und Leben. Die Freude an der Natur und der innige Zusammenklang des persönlichen religiösen Lebens mit der inneren Aufnahme der Schöpfung und der Landschaft in ihrem sprießenden Frühling, auch das Spielen und Tanzen als natürlicher Ausdruck der inneren Schwingung des Gemeinschaftsgefühls trat hier stärker hervor als auf dem Inselfberg. Die philosophischen und theologischen und rein politischen Gedankengänge wurden von Anfang an energisch ausgeschaltet, sobald sie ihre Hydra-Häupter erheben wollten. Dagegen war das Gefühl des inneren Zusammenhangs und das Bewußtsein des waltenden und wirkenden Christusgeistes umso stärker. Die Liebe des Christus und seine Gerechtigkeit und Freiheit wurde allen schwebenden Fragen, besonders dem Sozialismus und Pazifismus gegenüber stark empfunden. Man sah hinter Platos Geistigkeit und auch hinter seinem Eros, hinter Zarathustras Gehen unter die Menschen den alles durchwirkenden Christus, vor dem einst alle huldigen werden. Man wollte mit Franz von Assisi die Liebe zum Bruder Feuer und zum Bruder Wasser, die Liebe zu den Vögeln und zu den Tieren ebenso in Christo umfassen wie die Liebe Zarathustras zu seinem Löwen, zu seinem Adler und zu seiner Schlange. Man mußte naturnotwendig die Jesus-Liebe zu dem niederen Menschen festhalten, zugleich aber die Liebe zum höheren Menschen und zum Uebermenschen in Christus erfüllt schauen.

In Schlüchtern wollen nun zu Pfingsten die Jugendkreise der „Neuwerklandgemeinde“ mit anderen innerlich befreiten Kreisen aus dem Hessenland, aus Süddeutschland und aus anderen Gegenden, sowie manche Gruppen aus dem von Christus bewegten Freideutschtum und aus dem Proletariat zu einem weiteren viertägigen Treffen zusammenkommen. Auch hier will man in dem gemeinsamen Erleben in der Natur und in der Gemeinschaft Stunden der Besinnung finden, in denen das Geheimnis der Menschwerdung in dem Erlebnis der Natur und des Mitmenschen, die Stellung in Gesellschaft, Volk und Menschheit ins Auge gefaßt werden soll. Man hofft einen vertieften und verstärkten Eindruck davon zu erhalten, wie ein Christenmensch aussieht, der keine Karikatur des Christus und keine Karikatur des Menschen ist. Man sucht jene Vereinigung des Natürlichen und des Uebernatürlichen, jene Einheit der beiden Wirklichkeiten des Lebens, die heute in so wenig Persönlichkeiten Gestaltung gefunden

hat. Man weiß es, daß die niederen Menschen, die nur von dem Triebleben ihrer natürlichen Instinkte geleitet werden, noch nicht Christenmenschen sind. Aber man weiß auch, daß die sogenannten höheren Menschen, die ihre Instinktsicherheit zugunsten moralistischer Grundsätze, traditioneller Vorurteile und dogmatisierter Autoritäten verloren haben, ebenso fern oder weit ferner vom Reiche Gottes sind. Nur die Menschen, in denen wieder ein Instinkt, nämlich die religiöse Intuition und Inspiration, in denen wieder ein Triebleben, nämlich das Getriebenwerden durch den heiligen Geist, zur Natur, nämlich zur neuen Natur geworden ist, gelten der neuen Jugend als Menschen, als Christumenschen im wahren Sinne des Wortes. Es ist wieder die Verkündigung der neuen Geburt, es ist das Kindwerden durch Jesus, es ist wieder die Erlösung von Entartung und Gesetz, es ist das Gewinnen des wahren Lebens nach dem Verlust des verkehrten, worum es sich handelt. Und wenn vielen dieser Weg zu subjektiv und zu subjektivistisch erscheint, so kann darauf nur geantwortet werden, daß der Geist, von dem man hier erfüllt werden will, der allumfassende, vom kleinen Ich befreiende Schöpfergeist ist, daß der neue Mensch, der man hier werden will, der Christus ist, der alles unter sich als das Haupt bringt. Deshalb bedeutet eine solche Steigerung des Individualismus immer wieder das Durchdringen zu einem vom Selbst befreiten Universalismus und Kommunismus.

Deshalb kann auch die neue Jugend in ihren gesunderen Elementen das lebendige Wirken des Christuslebens in den älteren Generationen oder in andersartigen Kreisen keinesfalls verachten oder gering schätzen. Es muß ihr unmöglich sein, von einer Vereinigung wie etwa der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung zu sagen: „Die D. C. S. V. ist tot“. Das ist die D. C. S. V. nicht. Wohl hat sie in ihrer Gesamtheit noch kein positives Verhältnis zu dem neu werdenden Leben gefunden, was für ihre Zukunft verhängnisvoll werden kann; aber sie ist doch so stark vom lebendigen Christuswirken durchzogen, daß man blind sein müßte, wenn man ihr als Gesamtheit das Leben absprechen wollte. Freilich ist das Lebendige in ihr zu ausschließlich persönlich gefaßt. Im großen Ganzen bleibt es bei dem Ringen um das Einzelheil; nur in seltenen Fällen wird der urchristliche Ausblick auf das umfassende Wirken Gottes, auf das Kommen seines Gottesreiches gewonnen. Nur selten wagt man es, die persönlich ernstgenommenen Worte Jesu ihrem Geist und Sinn nach auf die Gesamtheit der Lebensbeziehungen anzuwenden; aber es ist vielfach gerade die Angst vor Gesetzlichkeit und vor bloßem Moralismus, die diese oft schwächliche Beschränkung auf das eigene Heil in der innerlich erfahrenen Gnade zur Folge hat. Ich wende mich deshalb ebenso entschieden gegen das soeben erwähnte Urteil

Karl Udo Iderhoffs in den „Erfurter Führerblättern“, Frühjahr 1920, wie gegen so manche Urteile, die augenblicklich gegen unsere sog. Christlichen Jugendvereine beliebt werden. Man kennt unsere Jünglingsbünde und christlichen Vereine junger Männer und unsere Gemeinschaften nicht, wenn man in ihnen die moralische Tendenz als das Wesentliche ansieht. Gewiß, soweit sie moralisierend wirken, sind sie ein Hindernis des befreienden Christusgeistes, und manche von ihnen sind gewiß dem Erstarrungsprozeß verfallen, sodaß sie mehr Form und Tradition, mehr Moral und Autorität vertreten als den freien Geist, der alles auf Gott stellt, und alles Christus machen läßt. Gewiß tritt die Ehre Gottes und das gewaltige Heranschreiten des Reiches Gottes vielfach hinter die zu kleinlich gehaltene eigene Seele zurück. Aber man muß die starken Zeiten der ersten Liebe in den christlichen Vereinen junger Männer und in manchen innerlich befreiten Gemeinschaftskreisen erlebt haben, um zu wissen, daß dort wirkliches Leben und oft mannigfaltiges, reiches Leben aus Gott und auf das Reich Gottes hin vorhanden ist.

Für die neue Jugend wird es von Bedeutung sein, ob sie zu einem positiven Verhältnis zu dem Lebendigen gelangen kann, das hier und das in Vereinen und Vereinigungen, in Gemeinschaften aller Art und auch in Kirchen zu finden ist. Die Freiheit von der alten Form, die Befreiung von allem Unwahren und Unechten der äußeren Autorität und Tradition vermag sich wohl mit Achtung und Anerkennung aller auch anderartigen lebendigen Gotteswirkungen zu verbinden, wie die urchristliche Freiheit immer die Verschiedenartigkeit der Geistesgaben betont hat. Aber das steht fest: In irgend ein knechtisches Joch, in irgendeine Behinderung des innerlich drängenden und pulsierenden Lebens kann sich die heutige Bewegung nicht mehr fangen lassen. Sie ist und bleibt revolutionär im Sinne eines wirklichen Aufbaus des Neuen.

Zur Volkshochschularbeit.

Von Hermann Bräuning-Ottavio.

Erlebt wird der gute Geist,
nicht eingepredigt.

1.

Wer die Volkshochschulbewegung fördert, verbreitet die Geisteskultur, die sich zur Zeit nur auf die „gebildeten“ Kreise erstreckt, bis in die Tiefen des Volkes hinein und wird die Nachfrage nach Büchern erhöhen.“

Mit diesen Worten preist ein Verlag neue Schriften auf dem Gebiete der Volkshochschulbewegung an. Bildung gemessen an der Zahl

der produzierten Bücher! Vor dem Krieg erschienen in Deutschland jährlich über 30 000, in Frankreich z. B. kaum 12 000! Danach usw.!!

Da es schon ein „Volksbildungsarchiv“ und „Volkshochschulblätter“ gibt, so griffen unsere unternehmungslustigen Verleger zu neuen Namen wie „Bauernhochschule“ und „Arbeitsgemeinschaft“ für ihre Neugründungen; ja zu einem „Ersten Jahrbuch der Volkshochschularbeit“ mit „architektonischen Entwürfen einer Volkshochschule“ haben wir es bereits gebracht. Wenn nur das Haus mit seinem Leiter steht; die „Menge“ wird schon strömen!

Sieht man dem heißen Bemühen um Neugründungen zu, studiert man die langen Programme, zählt man die „Volkshochschulen“, die „Vorlesungen“ und „Hörer“, dann könnte man versucht sein, an den Aufschwung der Volkshochschulbewegung zu glauben und, „preisend mit viel schönen Reden“, eine glorreiche Zukunft zu weissagen. Man muß den „Besuchern“ der sogenannten Volkshochschulen in die Augen sehen, ihnen zusehen, wie sie sich außerhalb der Volkshochschule ihren Volksgenossen gegenüber geben, um zu wissen, ob sie einer „Volkshochschule“ angehören, die den Weg über die Arbeitsgemeinschaft zur Volksgemeinschaft führt. Arbeit adelt, sagt man; aber man sollte nicht vergessen, daß Volkshochschüler die Arbeit adeln! Es geschieht viel; man reißt sich um die „Volkshochschule“. Und trotz allem, auch trotz dem sicherlich guten Willen bei Einigen, deckt fast überall ein neuer Name — eine alte Sache! —

Daß es sich bei der Volkshochschule um eine Revolution von innen heraus, von unten her, um einen Bruch mit dem alten verlogenen Wohltätigkeits- und Obrigkeits-System handelt, das haben die wenigsten „Gründer“ von Volkshochschulen unserer Tage, die wenigsten dieser ehrsamten Mitglieder neuer „Vereine zur . . .“ erfaßt. Es muß 'was geschehen fürs „Volk“; also machen sie Volkshochschule. Machen sie's nicht, macht's ein anderer, eine Partei . . .

Die Volkshochschule verkündet gegenüber veralteten Fürsorgebestrebungen das Recht auf Bildung für alle und den Hütern und Mittlern der „Bildung“ gegenüber die Pflicht, restlos von diesen Schätzen mitzuteilen. Sie bestreitet den verbrieften „Volkserziehern“, die vorgeben, den Weg für andere gefunden zu haben, das Recht, auf und für das Volk Bildungsprogramme loszulassen. Die Volkshochschule verlangt, daß alle Glieder des Volksganzen in gemeinsamer Arbeit als Gleichberechtigte ihren eigenen Weg zu höchster Entfaltung all ihrer körperlich-geistig-seelischen Kräfte gehen, im Vollgefühl eigenster Verantwortlichkeit. Sei's auch darum, daß sie irren!

Man sehe daraufhin einmal die über 300 deutschen Volkshochschulen, alte und neue, an! Die allermeisten tragen mit Unrecht

den Namen Volkshochschule; sie wollen, ganz im Sinne der alten volkstümlichen oder populären Hochschulkurse, Kenntnisse für den Beruf, populäres Wissen in „gemeinverständlicher Darstellung“ unter „Ausschaltung aller irgendwie verfänglichen Distussionen und unberufenen Vertreter“ vermitteln; erweiterte Allgemeinbildung ist ihr Ziel. Sie sollten also den falschen Namen ablegen!

Es verhält sich heute tatsächlich so, daß die echten Volkshochschulen da gedeihen, wo man weder in Reden, noch Programmen, noch Zeitungen viel von ihnen hört; weil sie nicht von sich reden machen, sondern — arbeiten! Eine Stelle aus einem Brief aus Berlin (vom 14. 11. 1919) mag davon berichten:

„Eine kleine, ganz kleine Volkshochschule habe ich hier doch ins Leben gerufen bei einem Arbeiterwanderverein. Die sprechen uns ihre Wünsche aus, und dann beschaffe ich ihnen Vorträge aus unserem Kollegium nebst anschließender Unterhaltung. Da hören die Leute doch, was sie wollen. Sie sind rührend dankbar. Und wenn sie auch nicht viel wissen, so freue ich mich doch immer ihres hellen Geistes.

Ich bin ganz Ihrer Meinung. Der Wissensstoff, den die Leute bekommen, ist nicht nennenswert. Aber man lernt dadurch, daß man in Berührung kommt, außerordentlich viel. Der Lehrende vielleicht mehr als der Lernende. Diese Art von „Volkshochschule“ ist auch darum fruchtbarer, weil Leute aller Richtungen bereit sind, hier mitzutun. Da bringt man sie doch wenigstens zusammen, und der neue Geist bildet sich unbewußt.“

Wenn wir ernstlich einer Volkshochschule zustreben, also etwa mit dem übereinstimmen, was der beste Schreiber und Praktiker auf diesem Gebiete, **Eduard Weitsch**, in seiner tiefgründigen Flugschrift „Was soll eine deutsche Volkshochschule sein und leisten“ und seinem Buch „Zur Sozialisierung des Geistes“ (beide bei Eugen Diederichs) sagt, oder was **Georg Koch** in seinen tiefen, gelassenen Artikeln¹⁾ mitteilt, dann müssen wir, wie für das Firmenschild im Geschäftsleben, Ehrlichkeit verlangen, also reine Scheidung zwischen 1. den volkstümlichen wissenschaftlichen Kursen und Vorlesungen, meist von einer Universität, einem „Verein zur ...“ für andere veranstaltet, und 2. der Volkshochschule, der sozialen Arbeits- (und Lebens)gemeinschaft, die ihre Bildungsprobleme autonom, selbst löst.

¹⁾ Eine deutsche Volkshochschule, (Volksbildungsarchiv, Bd. V, 1917, S. 241/65); Die Idee der Volkshochschule, („Hochschule“, 3. Jahrgang, Heft 2); Die deutsche Volkshochschulbewegung 1919, Berlin-Steglitz, Evangel. Preßverband für Deutschland.; Die Feldhochschule, eine Volkshochschule an der Front (Archiv für ländliches Bildungswesen, Heft 1.); Gemeinschaft, Versuch einer Führung bis an die Schwelle der Volkshochschule (NW 1919, Nr. 12, Spalte 180 ff.).

Nichts für die Volkshochschüler, alles durch die Volkshochschüler, so muß unsere entschiedene Forderung lauten.

Vielleicht erkennen viele aus den folgenden „Richtlinien“ einen Weg; sie sind aus praktischer Arbeit hervorgewachsen und geben gleichzeitig ein Bild von dem Werden einer kleinen Volkshochschule im Ruhrgebiet.

2.

Richtlinien für Volkshochschularbeit.

I.

Wir alle, gleich welcher Herkunft, welches Standes, haben ein Recht auf Bildung und die Hüter und Mittler der Bildung die Pflicht, uns restlos davon mitzuteilen. Wir hören auf zu werden, uns zu bilden, erst dann, wenn wir sterben.

Für die Volkshochschulbildung kommen in Frage einzig und allein diejenigen Arbeiter, Angestellten, Beamten, Bürger, die für sich selbst, aus sich heraus, das Bedürfnis nach Bildung (Menschheitsbildung) verspüren. Nur ihre Wünsche sind maßgebend, sie führen ihre eigene Sache selbst.

Die Volkshochschule sieht ihre Hauptaufgabe in der Entwicklung aller seelisch-geistigen Fähigkeiten im Menschen, im Verkehr mit andern. Sie bezweckt keine Wissensbildung; wohl aber führt sie durch eingehende Beschäftigung mit wenigen Problemen zu Ehrfurcht vor wissenschaftlicher Forschung (sie vermeidet die Arroganz der Halbbildung); durch wissenschaftliche Gesinnung und Achtung vor allen Gebieten menschlicher Tätigkeit dann zur Charakterbildung.

Die Volkshochschule bringt zwei getrennte Welten zusammen zu ehrlicher Zusammen- und Mitarbeit im Geiste der Kameradschaftlichkeit; die wissenschaftliche des Lehrenden mit der praktischen Lebenserfahrung der Hörer. Dazu ist nötig der ernste und ehrliche Wille zur Verständigung und zur Klärung der Gegensätze, die Achtung vor Tätigkeit und Beruf eines jeden anderen, die sich aus dem Sich-Menschlich-Nahe-Kommen, Sich-Kennen-Lernen ergibt.

Von vornherein ist die Zusammenarbeit mit Schulen und Universitäten anzustreben; ebenso die Heranziehung freiwilliger Hilfskräfte, Fühlungnahme mit bestehenden Bildungsausschüssen. Ganz entschieden muß aber an der völligen Ausschaltung jeder politischen, konfessionellen, staatlichen Einflüsse und Forderungen festgehalten werden.

II.

Alle, die Schüler, die Hörer werden wollen, schließen sich in einer Besprechung zu einer Volkshochschulvereinigung zusammen.

Die Vereinigung dient ausschließlich den Bildungsbestrebungen ihrer Mitglieder. Sie umfaßt Anhänger aller politischen und religiösen Ueberzeugungen. Alle verpflichten sich zu gemeinsamer, ehrlicher Zusammenarbeit als Kameraden und Menschen.

Die Vereinigung gibt sich ihre Verfassung selbst und wird nach ihren eigenen Gesetzen ohne staatliche oder sonstige Aufsicht und Bevormundung verwaltet und geleitet. Sie stellt aus den Wünschen der sämtlichen Mitglieder das Arbeitsprogramm auf. Jeder einzelne wird in den Versammlungen jederzeit gehört. Seine Vorschläge zum Arbeitsplan müssen besprochen werden, wenn sie ein Zweites unterstützen. Die Erledigung aller Fragen liegt in den Händen des geschäftsführenden Ausschusses und des Arbeitsausschusses.

Der geschäftsführende Ausschuss besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer und dem Schatzmeister. Er vertritt die Vereinigung nach außen.

Der Arbeitsausschuss gliedert sich zunächst in zwei Teile, eine Vertretung der Arbeitszirkel und eine zweite für die Jahresklassen. Die „Arbeitszirkel“ werden gebildet aus 4—6 Schülern (Arbeitern), die mit einem jungen Lehrer oder Akademiker regelmäßig wöchentlich 1—2 Stunden ein Buch oder ein Wissensgebiet gemeinsam durcharbeiten. Daran schließen sich Fragen, Besprechungen und gegenseitige Aussprachen. Die Leitung wechselt in jeder Stunde. Einer führt kurz Protokoll. Ab und zu Vorlesung einer eigenen schriftlichen Ausarbeitung.

Die Jahresklassen vereinigen wenigstens 12, höchstens 25 Arbeiter, Angestellte usw. und einen Lehrer, der das betr. Gebiet wissenschaftlich beherrscht, in einer Arbeitsgemeinschaft. In den Jahresklassen wird ein Wissensgebiet mindestens ein Jahr lang gründlich durchgearbeitet. Alle Teilnehmer verpflichten sich zu regelmäßigem Besuch der wöchentlichen Doppelstunde. Wer ohne Entschuldigung fehlt, wird gestrichen. Als Entschuldigung gelten nur Krankheit und Ueberstunden.

Die Doppelstunde besteht 1. aus dem Vortrag des Lehrers und 2. aus eingehender Aussprache. Es ist anzustreben, daß die Schüler freiwillig alle 14 Tage schriftliche Ausarbeitungen liefern. Zeugnisse, Zensuren dürfen nicht erteilt werden.

Der Lehrer wird im Verkehr mit seinen Schülern den richtigen, kameradschaftlichen Ton finden, wenn er nicht vergißt, daß er in erster Linie ein Mensch unter Menschen ist und dann erst Lehrer, der aber von der praktischen Lebenserfahrung werktätiger Menschen für seine Wissenschaft ebenso viel lernen kann, wie er gibt.

Der Hörer wird es lernen, in der Aussprache die Meinung des

anderen gelassen anzuhören und die eigene mit der ganzen Eigenart der Persönlichkeit klar vorzutragen.

Notwendige Geldmittel werden anfangs aus freiwilligen Beiträgen (Mk. 1.— bis Mk. 2.— jährlich) aufgebracht. Die Geldfrage wird für den Anfang kein Hinderungsgrund sein, solange Hörer und Lehrer im rechten Geiste zusammenhalten und auch „unbezahlte“ Arbeit nicht scheuen, die sich selbst belohnt, weil sie gegenseitig ist. Nach etwa einjähriger Tätigkeit ist auf Grund der geleisteten Arbeit die Beihilfe der Gemeinde und des Staates anzustreben, ohne daß diese den Gang oder Geist der Klasse beeinflussen dürfen.

Für die Abhaltung der Kurse können Schulräume benutzt werden. Jedoch liegt es mehr im Geiste der Kameradschaftlichkeit und des Sich-Kennen-Lernens, wenn die Arbeitsgemeinschaften abwechselnd in der Wohnung der Hörer und Lehrer zusammenkommen. Für den Anfang wird die Vereinigung gut tun, jede Werbearbeit auszuschließen. Aus den Menschen, die sich zuerst zusammengefunden haben, bilden sich Arbeitsgemeinschaften. Wollen später andere mitarbeiten, so werden neue Zirkel oder Klassen sich um die alten Mitglieder neu bilden. Denn nur so kann der einmal geschaffene Geist weitergetragen werden.

Durch Umfrage unter den Mitgliedern stellt der Arbeitsauschuß fest, über welche Gebiete Arbeitszirkel und Jahresklassen gewünscht werden. Gleichzeitig sind die Vorschläge und Wünsche der Schüler über den „Lehrer“ zu erfragen, um daraus den unter den bestehenden Verhältnissen tüchtigsten Lehrer und Menschen zu finden. Der Arbeitsauschuß soll seinerseits nach Lehrern Umschau halten. (Führung mit Universität, Schule.) Er schlägt letzten Endes den Lehrer vor, den die Klasse ablehnen kann, wenn sich herausstellt, daß das erwünschte Zusammenarbeiten unmöglich ist.

Das sollen nur Richtlinien sein, keine dogmatischen Sätze.

Man kann sie ablehnen, aber man kann nicht hindern, daß sie helfen, da und dort Arbeitsland für die Volkshochschule aufzutun!

Zukunftsland.

Von Erich Bockemühl.

Dorstadtstraßen. Menschen her und hin. Wagen- und Radfahrer. Auf dem Trottoir der hohen Straße gehe ich, links am Eisengeländer vorbei. Darunter ist eine sehr hohe, grasbewachsene Böschung. Unten nämlich ist eine parallele Straße, die aber schon gleich rechts abbiegt und in einem langen Tunnel unter der oberen Straße und den Bahngleisen, die neben mir rechts herlaufen, weiter-

führt. Eine schmale Treppe verbindet am Eingang des Tunnels beide Straßen miteinander. Da beginnen hinter einem bläßbestäubten kleinen Park die Häuser. Hohe, kahle graue Wände, wie mit Ueberlegung so geschaffen zur Platzmiete für Plakate. Verbläute, ehemals grün gewesene Fensterrahmen. Ein paar schmutzige Kinder mit zerrissenen Jacken, durch die ein rotgestreiftes Hemd sichtbar ist, werfen sich mit Steinen. Ein Kellner mit einem verlebten Gesicht, über dem ein kahler Scheitel zwischen feucht zur Seite gestrichenen Haaren ist, geht nach gegenüber, um sich mit dem Zigarrenverkäufer zu unterhalten. Mädchen gehen vorbei, Verkäuferinnen vielleicht, in dünnen buntgestreiften Röcken und Blusen, die nicht auf Dauerhaftigkeit hin, sondern billig und für grelle Wirkungen gekauft zu sein scheinen. Aus ihren eifrigen Gesprächen höre ich „entzündend“, „reizend“ . . . und kann mir denken, daß es sich auf Unterröde, Hüte, Liebhaber, verlebte Stunden gleicherweise beziehen kann, und auch vielleicht gleicherart in der Stärke der Empfindung. An Läden gehe ich vorbei, Schaufensterausstellungen mit greulichen Reklamebildern — und ich habe Zeit, stehen zu bleiben und in die Wirtschaft hineinzusehen, wo am Büffet eine dicke Frau in schmutziger weißer wie aufgeblasener Bluse steht und träge mit einem Lappen über die feuchten Messing- und Nidelplatten wischt, ab und zu unter ihren getürmten, vielleicht falschen Haaren, her auf die Straße sehend. Ein paar graue Stein-
stufen hinauf, über einen abgetretenen Fußboden geht man in die Aneipe hinein. Zigarrenstummel liegen noch unter den Tischen, das schmutziggoldene Mundstück einer Zigarette vorne an der Treppe, auf den schmutzigen Tischdecken liegt Zigarrenasche, denn die weißen Behälter sind mit Asche, roten und halbabgebrannten weißen Streichhölzern, mit Papier und dergleichen überfull. Ich denke, wie hier das Leben geht, kalt, schaurig, öde und dunkel, immer wie im matten Laternenschein einer schwarzen Nacht, daß es hier nie wirklich Tag sein kann. Und es schaudert mich. Ein starker Wind kommt aus der Seitenstraße rechts. Ich wende mich um und denke, daß es hier auch einmal anders gewesen sein muß.

Ehemals war unten in der tiefen Straße ein Tal und neben dem kleinen Bach, in dem die Kiesel leuchteten (weiße und glänzend schwarze), in dem die Bachstelzen hüpfen, war ein Weg, holprig und krumm wie der Lauf des Bächleins, da würden nun die dichten Schlehnen blühen und der Abhang würde bunt sein von blauer Salbei, rotem Klee, weißen Margareten, gelbem Hahnenfuß zwischen dem blonden, duftenden Gras, und oben, wo ich selbst gehe, waren Felder. Da wogte der Roggen mit sonnegoldenem Rauschen um roten Mohn und blaue Kornblumen. Und vor den schmutzigtroten Häusern standen damals hohe Bäume, Nüsse, Linden, Kastanien. Und die Fensterläden waren grün, und der plattgetretene Lehmplatz vor den

Häusern war früher ein Vorgärtchen, aus dem die Rosen über den Zaun hingen, und vielleicht ging jetzt das Mädchen zwischenher, denn es ist fast Mittag, und das Essen wartet nur, daß die Familie nach der Arbeit sich versammle.

Ich schwärme nicht. Die Vergangenheit war einmal. Das weiß ich. Und jede Zeit hat und tut und erfüllt das ihre. Und lebt aus sich selber. Ich komme nämlich eben vom Bahnhof, dem großen Tummelplatz der großen Industrie. Das Donnern, Säusen, Pfeifen, Fauchen, Lärmen, Zischen in Qualm und Dampf ist das Leben. Da kann weder Ruhe sein noch Besinnen. Und die großen Hallen sind gewachsen aus dem Grund der Erdenfelsen. Aber dies hier an den Straßen ist der Gegensatz. Hier ist das Verlorensein ohne alle Schönheit und ohne Träume. Hier ist die Not und das Abwendige. In Steinstraßen und Kellerzementen ist die Verlassenheit eingepreßt, daß sie nicht mehr weinen kann, weil sie sich selbst vergessen hat. Die Fabriken gehen aus. Die Männer gehen träge zum Essen. Auf daß die Körper satt werden. Befriedigt. Ob sie nach Hause gehen, weiß ich nicht. Ob sie sich des Essens freuen — es scheint nicht so. Mädchen zwischenher, in blauen Arbeitshosen und Jacken, gehen straffer wie die Männer. Die Formen ihrer Körper sind herausgepreßt — aber in ihren Augen liegt die Schwermut eines Schicksals, denn in einsamen Nächten schreien tief aus der Seele die Keime ihres verlassenen Leibes: „Mutter“. Tausendfach mit Weinen und Kreischen: „Mutter“. Die heiße Not, die keine Erhörung findet.

Gewaltige Bauwerke der Fabrikanlagen überragen hinter den Häusern die Stadt. Mächtige schwarze Kesselsäulen mit Kuppeltürmen nebeneinander, mit Brücken und Leitern, wie ohne Ordnung verbunden. Gelber Qualm aus Schornsteinen, schwer lagernd, weißer und grauer, schwarzer aus den vielen hohen Schloten, mit den Wolken gejagt vom Wind, glühende Augen aus den wie Kästen aneinandergereihten rötlichen Koksanlagen. Das ist alles gewachsen wie der Bahnhof auf festem Grund. Tatgewordene Menschenkraft und Klugheit. Erfüllter Männerwille. Treibendes, reiches, heiliges Leben und Werden. Der Keime alle, die in Mensch- und Weltengründen liegen von Anbeginn.

Aber dies alles ist der Gegensatz. Die kleinen Gärten ohne Blumen, mit schmutzigem Kohl, Spalierlatten als Bohnenstangen, die umwehen, wenn die Bohnen hochgeklettert sind, oder durchbrechen. Einmal waren dort gepflegte Hecken, die bauschig grün wurden im Frühling. Ein paar wilde Dornsträucher und viel Brennesseln sind übriggeblieben — und die Gärten sind voll von Läusen und Ungeziefer, denn sie werden gedüngt mit Schlamm und Straßenkot.

Einmal war hier ein fruchtbares Land. Da gingen Mütter zwischen den blühenden Rosenhecken. Da, wo jetzt die Bürgersteige das

Leben bannen, vor den schmutzigen, spinnwebverhangenen Fenstern der schwarzen Keller gingen Männer nach der ruhigen Arbeit und pflanzten Blumen an den kleinen Wegen her in den Gärten, abends, wenn die Drossel sang und wenn durch das offene Fenster her die Kuckucksuhr acht mal rief. Und Mädchen führten Kinder an den Händen in die Wiesen, an die Hänge, wo die Blumen waren. Mädchen, die mit Seligkeit der tiefen Reime leises Rufen hörten. Einst gingen Bräute und Geliebte diese Wege. — Und in den Mondscheinstunden saßen Nachbarn auf der Bank und plauderten.

O, was ich sehnte, daß ein Grollen und ein Donnern durch die tiefen schwarzen Gänge dieser Vorstadtstraßen ginge, daß ein Flammen schläge aus den Untergründen, daß im ungeheuren Brand die Häuser, Steine, Menschen ganz zergehen mögen und daß dann, wenn die Erde rein geatmet hat die 100 Jahre, in neuer Luft ein neues Leben werde: Daß die Reime wachsen, alle Reime dieses einen großen neuen heiligen Lebens-Wachstums.

Dann würden Häuser hinter stillen grünen Gärten stehen, Männer würden feierabends nach der ruhgeschwärzten Arbeit zwischen Beeten gehen. Reife Frauen würden sein mit schwerem Schreiten, Jungfrauen, die voll Sehnen sind in süßen Träumen, die sie nicht verstehen. — Und hinter Gärten würde Landmanns Pflug des Morgens Furchen ziehen, wenn in den hohen Linden und Kastanien Vögel flöten — und über Häuser ragen Kesseltürme der Fabriken, die die Menschen schufen in der Arbeit, da die Menschen ihre Arbeit tun, ihre Arbeit heiliger Männerkraft.

Und ob sie an der Glut der roten Essen stehen, oder ob Frauen ihrer warten bei der Heimkehr an den Toren ihrer Liebe, und ob die Kinder ihre Abendstunden segnen im Haus, das ihre Freude grün umrankt: Allüberall ist Heimat, stille schöne Kraft der Reime, die frei an hellen Tagen in die Sonne blühen, der Reime heiliger Muttererde, heiliger Menschenkraft, die sich immer auch selbst erfüllen können.

Aus Geschichte und Zeit

Von der nationalen Idee zum Nationalismus.

Von Julius Goldstein.

Die nationale Idee artete am Ende des vorigen Jahrhunderts zum Nationalismus aus. Er gab der geschichtsphilosophischen Rassenlehre starke werbende Kraft. Nation wurde zur Abstammungsgemeinschaft. Die wandlungsreiche Geschichte dieser Bewegung sei im folgenden kurz geschildert.

Die Quellen des neuzeitlichen nationalen Gedankens liegen im Humanismus. Als Tradition des klassischen Altertums war er europäisches Gemeinschaftsgut; wo er hingelangte, weckte er das geistige Selbstbewußtsein der Völker, den Sinn für ihre Eigenart, für die besondere Art ihrer Menschlichkeit. So sehr sich aber auch die Nationen staatlich gegen einander abschlossen, in ihrem Kulturbewußtsein blieben sie bei aller individuellen Prägung eine internationale europäische Gemeinschaft. Und dieses individuelle Kulturbewußtsein macht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts das Wesen ihrer Nationalität aus. Solchermaßen empfindet es noch Montesquieu: Er zählt in seinem *Esprit des Lois* alle politischen Motive auf, das Nationale findet sich nicht darunter. Die besondere kulturelle Schicksalsgemeinschaft fühlt sich unabhängig von der politischen Machtorganisation des Staates. Im Jahre 1796 erscheint in Baltimore der erste Band einer Sammlung (er enthält ausgewählte Werke von Salomon Geßner) unter dem Titel: „Dem Andenken deutscher Dichter und Philosophen, gewidmet von Deutschen in Amerika“. Er ist Washington gewidmet, dem Manne, „der alles Edle praktisch übte, was Deutsche über Beförderung vaterländischen Glücks dachten und lehrten“. Die Gabe kommt, wie es weiter heißt, „von freien unabhängigen Deutschen, die sich sehr glücklich fühlen in dem Staate, der durch ihre Weisheit, Mut und Vatersorge gebildet wurde“.

In dem Vorbericht, der sich an die deutschen Landsleute wendet, stehen die für das damalige Verhältnis von Staat und Nation charakteristischen Worte: „Es ist so angenehm, zu einer Nation zu gehören, welche so reich an Männern ist, von denen die Welt mit Achtung spricht. In diesem glücklichen Weltteil, wo in dem glücklichsten Staate auf dieser Erde die Veranlassung zum frohen Leben so mannigfaltig ist, wollen wir uns nun noch suchen, die Freuden

der aufgeklärtesten durch Bekanntschaften mit den besten Männern unseres Vaterlandes zu vermehren“.

Diese amerikanischen Deutschen brachten aus ihrer Heimat ein Nationalbewußtsein mit, das ganz im Geistigen ruhte. Engländern und Franzosen erwächst die Nationalität, d. h. das Bewußtsein einer eigenen kulturellen Schicksalsgemeinschaft aus kräftiger staatlicher Entwicklung und einer ihr Wesen erklärenden und steigernden Literatur. Es bildet sich eine gewisse Gleichförmigkeit ihres Menschentums: Der Engländer und Franzose ist am Ende des 18. Jahrhunderts ein fertiges Stilgebilde. Anders der Deutsche. Politisch zerrissen, geistig in Abhängigkeit vom Ausland, ringt er sich mühsam zu eigenem Nationalbewußtsein empor. Dichter und Philosophen sind seine Bildner. Sie vermitteln ihm edles Geistesgut aller Zeiten; weltbürgerliche Humanität bewahrt vor Enge und flacher Gleichförmigkeit. Nationalität wird den Deutschen ein dem Staat überlegener Wert, individuelle Ausprägung menschheitlichen Geistes, geistiges Naturgesetz, unter dem das Ewige in unsrer Welt erscheint. Dieses Nationalbewußtsein des deutschen Idealismus hat seinen zu visionärer Glut gesteigerten Ausdruck in der 8. Rede von Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ gefunden. Das Weltbürgerliche und das Nationale, das Menschheitliche und das Volkliche werden als zueinander gehörig empfunden ¹⁾.

Selbst die Freiheitskriege mit ihrer Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften haben den weltbürgerlichen Charakter des deutschen Nationalbewußtseins nicht zerstört. Karl Christian Friedrich Krause, die edelste Gestalt unter den deutschen Denkern unserer großen Epoche, hielt am 17. September 1814 in Berlin einen Vortrag über „Menschheitsinn, Volksinn und Weltinn“, der mit folgenden Worten ausklingt: „Um ein Volk zu lieben, brauche ich nicht andere Völker gering zu schätzen oder zu hassen... Dieselbe Liebe, womit ich mein Volk liebe, macht mich empfänglich für das Wesentliche, das Gute und das Schöne auch an andern Völkern anzuerkennen und zu lieben. Mir erscheint das ganze Leben des deutschen Volkes, sofern es gut und menschheitswürdig ist, als ein teures Heiligtum, mithin auch seine Selbständigkeit und Freiheit als Staat unter den Staaten Europas. Ueberdenke ich daher die Entscheidung der Volksbegehrenheiten der letzten Zeit, so empfinde ich darüber eine dreifache Freude, als Kosmopolit, daß in dem deutschen Volke ein wesentliches

¹⁾ „Welches Volkstum“, heißt es in Jahn's Deutschem Volkstum, „steht am höchsten, hat sich am meisten der Menschheit genähert? Kein anderes, als was den heiligsten Begriff der Menschheit in sich aufgenommen hat mit einer äußerlichen Allseitigkeit, die sinnbildlich im Kleinen vorbildet, wie weiland volkstümlich die Griechen und noch bis jetzt weltbürgerlich die Deutschen, der Menschheit heilige Völker!“

Organ des höheren Aufbaues der Menschheit seine äußere Freiheit wieder gewonnen. Als Patriot, daß mein Vatervolk errettet und ihm mit Gottes Hilfe z. T. durch den Gebrauch der eigenen Kraft die Möglichkeit wieder hergestellt worden ist, daß es sich mit sittlicher Freiheit und eigener Würde eine immer vollwesentlichere Ausbildung erringe; und als einzelner Mensch, daß das Ganze, in welchem gehalten und gekräftigt ich lebe, und welchem das Dankopfer aller meiner Kräfte zu bringen ich verpflichtet bin, erhalten worden ist.“

Inzwischen führt die französische Revolution zu einer Politisierung und Militarisierung des nationalen Gedankens. Die ständisch gegliederte Gesellschaft bricht zusammen. Vorrechte der Geburt und des Standes verschwinden vor den Forderungen der Demokratie; Gleichheit der Rechte und Pflichten schließt die Volksgenossen zur Einheit zusammen. In der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 12. August 1789 heißt es: „Das Prinzip der Souveränität ruht in der Nation“. Damit ist das politische Selbstbestimmungsrecht des Volkes verkündet. Eine Welle von Revolutionen flutet über den Kontinent. Ihre Forderung lautet: Jede Nation hat das Recht auf einen eigenen Staat. Dieses Recht kämpft um seine Anerkennung und zerbricht das alte Staatsgefüge Europas.

Die Revolutionskriege und später die napoleonischen Feldzüge wandeln die Armee um. Aus Söldnern werden „enfants de la patrie“. Die Niederlage von Koblentz vernahm nicht nur Voltaire, sondern ganz Paris mit heiterem Wohlgefallen, weil der von Friedrich dem Großen geschlagene Soubise als Günstling der Pompadour unbeliebt war. Jetzt wird der Krieg Nationalsache. Die allgemeine Wehrpflicht verknüpft das Schicksal des einzelnen mit dem des Ganzen. Der nationale Militärstaat entsteht, der alle wirtschaftlichen und geistigen Kräfte des Volkes zu Verteidigung und Angriff zusammenballt. Die nationale Idee wird militarisiert.

Am spätesten bei uns — durch Bismarck. Sensitive Geister haben diese Wandlung der deutschen Nationalidee schmerzlich empfunden. Richard Rothe schreibt im Jahre 1866 an eine Freundin nach Oberschlesien: „Es wird unvermeidlich ein Neues mit unserm Deutschland, und ich zweifle auch gar nicht, daß dieses Neue ein wichtiger Fortschritt in seiner Entwicklung sein wird. Aber damit besteht doch gar wohl zusammen, daß ein alter Mann seinem Gott recht von Herzen dafür dankbar sein kann, daß er seine Lebenszeit in die jetzt zur Vergangenheit werdende Periode Deutschlands hat fallen lassen. Man nennt sie die Periode der Erniedrigung. Und nicht ohne Wahrheit. Politisch lag Deutschland in der Tat darnieder. Das wird nun anders werden; es wird einen politischen Einfluß nach außen hin gewinnen, wird eine respektierte und etwa auch gefürchtete Macht werden, in der Diplomatie und in dem Rat der Völker eine gewich-

tige Stimme führen. Das war ja schon so lange das ungeduldige Verlangen so vieler, und nicht der Schlechtesten in unserm Volk. Mir persönlich ist zwar dieser Durst nach Macht für mein Vaterland immer fremd geblieben, es hat mir nie einleuchten wollen, warum unser Volk gerade politisch groß sein müsse, ja, was es überhaupt nur anfangen wolle mit einer hervorragenden politischen Macht. Daß Deutschland und deutsche Art von nun an einen wesentlich andern Charakter annehmen wird, das scheint mir klar. Ihr Preußen werdet das freilich nicht empfinden. Denn — mit Vergunst — eigentliche Deutsche (sodasß Ihr Euch zuerst als Deutsche empfindet und erst hintennach als Preußen, als eine bloße Abschattierung des Deutschen) seid Ihr nicht und nie gewesen. Mit Eurem Schwarz-weiß wird von nun an ganz Deutschland, wenn auch im Süden nur sehr langsam, koloriert werden". (Richard Kothe, ein christliches Lebensbild auf Grund der Briefe Rothes entworfen von Friedrich Rippold, Wittenberg 1874, 2. Bd., S. 626).

Indem die seelischen Gewalten, die in der nationalen Idee liegen, der Machtpolitik des Militärstaates zugeführt werden, wandelt sich das Nationale zum Nationalistischen. Der Nationalismus ist ein europäisches Phänomen; seine Wesenszüge gleichen sich, wo immer er auftritt, sei es in Deutschland, Frankreich, England oder Italien. Er ist eine typische Entartungserscheinung der nationalen Idee.

Was ist die soziologische Struktur dieser Entartungserscheinung?

Der Nationalismus macht aus dem Nationalen etwas Unbedingtes und Letztes. Er verlangt, daß der Mensch mit seinem ganzen Wesen aufgehe im Nationalen. Was das bedeutet, erkennt man am besten an einem Satze Rantes (in seiner Darstellung der römischen Geschichte): „Niemand ist lediglich ein Bürger des Gemeinwesens, dem er angehört: Das Menschliche erhebt sich aus dem Nationalen und über dasselbe. Darauf beruht alle Religion, überdies aber auch alle Teilnahme an der Entwicklung des menschlichen Geschlechts“. Der Nationalismus kennt keine über die Völker hinausgreifende menschheitliche Idee.

Der Nationalismus setzt das Nationale über alle anderen Werte, oder er anerkennt diese nur, sofern sie der Machtgestaltung des Staates dienen. Rechtliche, religiöse, sittliche Ideen verlieren ihren übernationalen Charakter. Die Menschheit zerfällt in eine Anzahl von Nationen, denen jede innere Gemeinsamkeit fehlt, und die deshalb im Kampf und Gegensatz zueinander stehen müssen. Alles hat sich dem *sacro egoismo* unterzuordnen. Das „nationale Interesse“ — was meistens mit dem einer bestimmten Klasse oder Partei zusammenfällt — waltet über allem. „Right or wrong, my country“ wird der Wahlspruch dieser nationalistischen, widersittlichen Politik.

Ein neuer Typus Mensch entsteht, ein Massenwesen, das, religiös

entw
tätigk
rilen
heil
lang
selbe
seine
hela
gesen
dieser
Aux
Paris
Die
spann
brüden
Einheit
solligle
turellen
der sta
dividua
den die
bilde.
heit au
Einheits
durch.
sieren u
tuge Jd
Action
stigen B
ung, üb
Die Nat
sein. Bi
„einshwe
solches v
Religion
müssen
nicht nach
dern dan
und das
oder Ja
von inter
Interesse“
Er sieht
Vergl.

entwurzelt, Wert und Sinn seines Lebens vor allem in den militärischen Symbolen seiner Nation empfindet. Ein französischer Historiker, Lavisse, hat diesem Gefühl Worte verliehen, in denen modernes Heidentum unverhüllt zutage tritt: „Wenn ich nicht zitterte beim Gesang der Nationalhymne; wenn ich nicht für die Fahne dieselbe abgöttische Verehrung hätte wie ein Heide für seinen Götzen, der Weihrauch und an gewissen Tagen Helatomben heischt; wenn ich unsere nationalen Schmerzen vergessen würde, ich wüßte nicht mehr, wer ich bin, noch, was ich auf dieser Welt zu tun hätte — mein Leben wäre sinnlos“. (Malaperte, *Aux jeunes gens, quelques conseils de morale pratique*, Paris S. 46). —

Die Hauptleidenschaft des Nationalismus ist eine bis zur Ueberspannung getriebene Einheitsucht. Nationales Bewußtsein ist Ueberbrückung, nicht Ueberwindung internationaler Verschiedenheiten. Die Einheit, die die nationale Idee fordert, ist eine Einheit in der Mannigfaltigkeit. Die Besonderheiten der Stämme, der politischen und kulturellen Sondergestaltungen bleiben gewahrt; das deutsche Reich ist der staatliche Ausdruck dieser die Fülle der historisch gewordenen Individualitäten „aufhebenden“ Nationalitätsidee. Der Einheitsstaat, den die französische Revolution geschaffen, ist kein organisches Gebilde. In ihm ist alles Individuelle der Provinzen zu kahler Gleichheit ausgewalzt. Der Nationalismus führt diese Mechanisierung des Einheitsgedankens bis in seine letzten kulturpolitischen Konsequenzen durch. Nationale Einheit bedeutet ihm, den Geist eines Volkes egalisieren und uniformieren, und zwar nach einem Schema, dessen dürftige Ideen bei uns „reines Deutschtum“, bei den Schriftstellern der *Action française* „reines Franzosentum“ heißt. Der Sinn dieser geistigen Vergewaltigung liegt im Militarismus, d. h. in jener Gesinnung, überall nur die militärischen Gesichtspunkte gelten zu lassen. Die Nation soll eine schlagfertige Waffe in der Hand des Militärs sein. Bismarck hat einmal von seinen Beamten gesagt, sie müssen „einschwanken wie die Unteroffiziere“. Der Nationalismus verlangt solches von allen, die „national“ in seinem Sinne sein wollen. Ihre Religion, ihre sittlichen Ideen, ihre philosophischen Ueberzeugungen müssen das gleiche Gepräge tragen. Nicht nach wahr und falsch, nicht nach gut und böse sind die geistigen Güter zu bewerten, sondern danach, ob sie dem „nationalen Interesse“ dienen oder nicht; und das ist in Frankreich natürlich ein anderes als in Deutschland oder Italien. Der Nationalismus ist machiavellistische Kulturpolitik von internationaler Gleichförmigkeit — ihm wird das „nationale Interesse“ zum Moloch, dem er die Seelen der Menschen opfert. Er sieht im Frieden nur die Vorbereitung auf den Krieg. ²⁾

²⁾ Vergl. Guy Grand, *La philosophie nationaliste*.

Das Nationale verhält sich zum Nationalistischen wie der religiöse Glaube zum Fanatismus. Wie dieser engherzig und gegen Andersgläubige verfolgungswütig ist, so auch der Nationalismus. Der religiöse Fanatismus ist aber ethisch entschuldbarer als der nationalistische, denn jener wird, wenn anders er wahrhaftig ist, auch gegen sich selbst eifern. Dieser aber verfolgt nur die andern. Dem echten religiösen Fanatiker — in jedem großen religiösen Genius steckt etwas von einem solchen — geht es um Ueberirdisches. Dem nationalistischen Fanatiker um Irdisches, oft sogar um bloß Metallisches. Der Nationalismus hat dazu geführt, daß dem Satz: „Für jede Nation ein Staat“ die Umkehrung gefolgt ist: „Für jeden Staat nur eine Nation“. Cuius regio ejus natio wird zum Motto jener nationalistischen Politik, die in Europa so unsäglich viel Unheil hervorgebracht hat.

Da es nun kaum einen Staat gibt, in dem neben der herrschenden Nationalität nicht noch andere kleinere leben, so macht erstere den Anspruch auf geistige Alleinherrschaft. Unsere frühere Dänen-, Franzosen- und Polenpolitik ließ sich von dem nationalistischen Grundsatz leiten: Dänen, Franzosen und Polen müssen innerlich deutsch werden. Ihre Sprache, ihre Kulturtradition, d. h. also ihre Nationalität haben sie aufzugeben zugunsten ihrer deutschen Staatsnationalität. Tun sie es nicht freiwillig, dann muß es durch Gewaltmaßnahmen erzwungen werden. Was uns recht ist, muß den Russen in ihrem Staate billig sein. Die deutschbaltische Kultur ist ein Opfer dieses Nationalismus geworden. Julius von Edhardt gibt am Schluß seiner Lebenserinnerungen ein erschütterndes Bild von der Auswirkung des nationalistischen Prinzips: „Gegen die Russifizierung der Ostseeprovinzen wehrten sich die Deutschen mit allen Kräften. Sie hielten die Hoffnung auf eine Rettung durch Vermittlung Deutschlands fest. So konnte, so durfte es in einem Lande nicht bleiben, dessen politische Kultur 700 Jahre lang deutsch, dessen Bildungssubstanz seit den ersten Tagen der Reformation protestantisch gewesen war. — Das konnte der Herrgott im Himmel, das konnte die Weltgeschichte nicht leiden.“

Sollte ich diesen todeswunden Kämpfern sagen, daß man in dem neuen deutschen Reiche an politischer, menschlicher und nationaler Bildung zu weit vorgeschritten sei, um mit einer Kolonie fühlen zu können, deren Existenzrecht verwirkt sein sollte, weil sie eine Minderheit repräsentierte? Sollte ich die großen und kleinen Patrioten bei Namen nennen, die mit überlegener Weisheit ausgemacht hatten, daß Rußland „von seinem Standpunkte aus“ völlig recht habe, daß die Prinzipien der russischen Sprache und Nationaleinheit die Russifizierung der Ostseeprovinzen in der That forderten, und daß vom anerkannten Postulate der modernen Staatsidee Ausnahmen zugunsten einer aristokratischen Minderheit nicht gemacht werden durften?

Ich habe es getan, aber keinen Glauben gefunden. Das kann nicht sein! gab man mir zur Antwort.“ (Julius von Edhardt, Lebenserinnerungen, 2. Bd., S. 305, Leipzig 1910.) —

Der Nationalismus hatte die geistigen Werte durch einseitige Beziehung auf das „nationale Interesse“ relativiert; mehr und mehr schwand ihm der Gedanke, daß es freier, lebendiger Geist sei, der eine Nation baut und erhält; sein gleichmacherischer Einheitsdrang mußte nach etwas Festem, Handgreiflichem suchen, nach etwas, das bei jedem, auch dem Geringsten, in gleicher Weise anzutreffen sei; dieses Letzte Unbedingte, das die Nation einen soll, glaubte er in dem Begriff der Rasse zu finden. Und zwar in der seinen Tendenzen entgegenkommenden Form der Gobineau'schen Rassentheorie. So wird ihm Nation zur Abstammungsgemeinschaft. Das Blut wird zum Merkmal des Deutschen. Alle Motive der Rassentheorie fließen jetzt in den Nationalismus; er wird wissenschaftlich kanonisiert; er reizt die Zaudernden und Zögernden mit sich fort. Der Deutsche hat seine Geschichtsphilosophie, ohne die er nun einmal politisch nicht arbeiten kann.

Robert Wilbrandts Sozialismus.

Von Lydia Eger.

Wir sind in ein neues Stadium des Sozialismus eingetreten. Nach dem ersten Zeitalter der Utopien, nach Schaffung der wissenschaftlichen Grundlage, nach den Jahren der politisch-ökonomischen Schulung der Massen ist jetzt für den Sozialismus die Zeit der Tat gekommen, die er nicht ungenutzt vorübergehen lassen darf, will er sich nicht selbst des Irregegangenseins in Theorie und Praxis zeihen. Das gegenwärtige Stadium des Sozialismus ist noch in einem anderen Sinn neu und gegenüber den vergangenen charakteristisch, insofern nämlich, als es jetzt weniger Vorwärtsschauen als vielmehr Rückwärtsschauen gibt. Im einzelnen: während bisher die sozialistische Theorie zwar abstrahierte, deduktiv arbeitete (am reinsten in der Werttheorie bei Marx), ihren Ausbau aber doch stets in einem System fand, das irgendwann unter irgendwelchen anderen Verhältnissen einmal kommen sollte, blickt die heutige Theorie kritisch auf die bisherige zurück, weist ihr Fehler nach und baut neue Systeme auf, im Ziel zwar immer noch dem alten Ideal folgend, die Wege aber oft in anderer Richtung einschlagend. Und während bisher die politische Schulung der Massen auf ein bestimmtes Ziel hin arbeitete: Sturz des gegenwärtigen Systems, Vorbereitung, um die Macht selbst zu ergreifen, ist heute diese Taktik in die Reihen der Unabhängigen und Kommunisten zurückgedrängt, während die Mehr-

heit der Sozialisten heute ihr bisheriges Vorgehen dauernd revidiert und mehr oder weniger laut bekennet: Es geht doch nicht so schnell und so einfach, wie wir geglaubt. Umdenken und Umlernen steht auf dem Programm. Selbstverständlich ist ihnen dabei zu gute zu halten, daß sie in einem Augenblick und unter solchen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen zur Macht gelangt sind, wie sie niemals vorausgesehen werden konnten. Denn wer hätte je an einen derartigen Zusammenbruch im Ernst geglaubt, wenn auch viele das Gefühl hatten, daß auf diesen so schnellen Aufstieg, der aber vielfach nur ein äußerlicher, ein mit viel innerer Hohlheit verbundener war, ein Niedergang kommen müßte!

In diesem neuen Stadium des Sozialismus heben sich nun aus der großen Masse der heute unzufriedener denn je gewordenen Sozialisten (unzufrieden sind die einen deswegen, weil sie im gegenwärtigen Zeitalter die Verwirklichung des Sozialismus noch nicht sehen, unzufrieden sind die anderen, weil jene Unzufriedenen ihre mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Arbeit nur noch mehr erschweren) einzelne schärfer hervor, entweder dadurch, daß sie die alten Ideale, die in Vergessenheit zu geraten drohten, hochhalten, um so immer wieder das Ziel zu betonen, oder dadurch, daß sie Wege zeigen, von denen bisher nichts gehalten wurde, die aber nach ihrer Meinung die einzig richtigen sind.

Ein Verfechter der Ideale ist für uns Robert Wilbrandt. Man hätte meinen können, sein neues Werk „Sozialismus“ (Jena, Friedrichs 1919¹⁾) würde durchschlagen. Wir kannten Wilbrandt schon früher als den Mann der Konsumgenossenschaften, für die er in Schriften und in der Praxis warb, als den Mann, der die deutsche Heimarbeit untersuchte, die dortigen unglaublichen Verhältnisse aufdeckte und einer Hebung dieses Standes das Wort sprach, als den Nationalökonom endlich, der dem Problem der Frauenarbeit innerhalb der Volkswirtschaft seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Nun ist er in einer sein bisheriges Lebenswerk zusammenfassenden Arbeit vor uns hingetreten, in der er von seinem Glauben und Wollen, seinen Anschauungen und Taten Bekenntnis ablegt. Auf all das, was der Dichter Wilbrandt seinen Lesern in diesem Buch gibt, kann und soll hier natürlich nicht eingegangen werden. Nur das sei gesagt, daß auch der, dem die Wissenschaft darin fern liegt oder sie ablehnt, einen Genuß davon haben muß. Er wird spüren, wieviel Seele darin enthalten ist, wie der Verfasser hier mit seinem Herzblut geschrieben hat, und wird nicht zuletzt schon durch die Wucht der Sprache mit fortgerissen werden.

Wilbrandt geht von der soziologisch-ökonomischen Wurzel des Sozialismus aus, der Lage des Proletariats. Beispiele und Zahlen

¹⁾ 338 S., 15.— bezw. 18.— Mk.

aus Großstadthäusern und Heimarbeiterelend zeigen, daß etwas Neues kommen muß. Zwei Wege bieten sich an: Sozialreform auf der alten kapitalistischen Grundlage und Sozialismus. Wilbrandt will den zweiten beschreiten, weil dem ersten so enge Grenzen gezogen sind, daß ein Erfolg nicht zu erwarten ist. „Sie (nämlich die Sozialreform) will flüchten am Kleide des Kapitalismus, zerreißt ihm aber das Gespinnst der Motive, ohne die er nicht haltbar ist. Es wird mürbe wie Zunder, es zerfällt, es bleibt kein Kleid mehr für unsere Blöße, sondern wir frieren“. Gewiß ist es möglich, durch Lohnerhöhungen, Arbeitszeitverkürzungen, erhöhte Betriebsicherheit, Arbeiterschutz und -versicherung die Lage des Arbeiters auf Kosten des Staates oder auch bloß der Unternehmer zu heben, aber es gibt eine Grenze, über die keine soziale Reform hinauskommen kann: „Sobald die Arbeitszeitverkürzungen und Lohnerhöhungen über die dem Kapital vorteilhafte Steigerung der Leistungsfähigkeit hinausgeht, sobald an der Verteilung zwischen den beiden Kontrahenten etwas geändert wird, ohne daß Preiserhöhung das abwälzen kann, ist sofort in Frage gestellt, ob der Arbeiter dann noch Arbeit bekommt vom Arbeitgeber, auf den er angewiesen ist wie die Menschheit auf die Natur“. Gewiß ist es möglich, eine höhere Produktivität zu erreichen, die Ausbeutung zu verringern, aber der Kapitalprofit — das ist das arbeitslose Einkommen, nicht der Unternehmerlohn, der ein reines Arbeitseinkommen darstellt, — muß bestehen bleiben, sonst wandert das Kapital aus, die Arbeitsgelegenheit geht zurück, Arbeitslosigkeit, Reservearmee, Lohndrückerei sind die Folgen. Deshalb kann die Sozialreform zwar viel erreichen, aber doch nicht das Letzte; sie kommt darüber nicht hinaus, daß die Arbeiter, sofern sie überhaupt leben wollen, zunächst einmal den Kapitalprofit herausarbeiten müssen.

Wollen sie das nicht, dann dürfen sie nicht nach Sozialreform rufen, dann müssen sie den Sozialismus fordern. Und in diesem Verlangen begegnen sie dem Streben all derer, die die Unwirtschaftlichkeit der heutigen Volkswirtschaft kennen gelernt haben und durch neue Methoden der Produktion und Verteilung eine bessere Ausnützung der Menschenkräfte herbeiführen wollen. Die Ansätze zu solcher Neuorganisation innerhalb der Praxis gehen bis an den Anfang des letzten Jahrhunderts zurück. Die wichtigsten treten uns in der Konsumgenossenschaftsbewegung entgegen. Was hier einerseits an toten Kosten erspart, andererseits für die Hebung der Lage des Proletariats geleistet wird, das kann Wilbrandt mit immer neuer Begeisterung und mit der Freude, selbst dafür gearbeitet zu haben, darstellen. Jedoch auch diese „fröhlichste Phase des Sozialismus“ hält er für Stückwerk, wenn nicht die Produzentengenossenschaften an die Seite der Konsumentenverbände treten. Unabhängig vom Staat soll eine eigene Demokratie der Arbeiter und Angestellten bis

zum höchsten hinauf in jedem Beruf entstehen; ein wirtschaftliches Räte-system, das ist das Ziel. Immerhin ist auch dies für Wilbrandt noch nicht das letzte, und zwar deshalb nicht, weil hier noch die alten egoistischen Motive der Menschen in der gemeinsamen Arbeit benutzt werden, weil man hier noch nicht ohne die gegenseitige Kontrolle mit all ihrer Seelenlosigkeit auskommen kann. Wilbrandt schwebt vielmehr als letztes Ziel ein System vor, das von einem neuen Geist der Liebe, Güte und Begeisterung durchweht ist, damit die Form — das Räte-system, das formal schon die Harmonie begründet — auch zu ihrem Inhalt paßt. Und dies Ziel kann nur durch eine neue Erziehung erreicht werden, die einen neuen Geist in den Menschen weckt, sodaß „fröhliche Arbeit, gute Behandlung, Freundschaft usw.“ selbstverständlich werden. Wilbrandts Sozialismus läuft also auf die Forderung des neuen Menschen hinaus, der sich ein sozial-ökonomisches System seiner Wesenseigenart entsprechend schafft und dieses System seinem Wesen getreu beherrscht, sich aber nicht umgekehrt von dem System knechten läßt. Deshalb muß Wilbrandt auch den Sinn der Sozialisierung so bezeichnen: „Die wiedergekommene verhüllte, doch wiederum Sklaven und Sklavenlaster züchtende Sklaverei unserer Zeit zu beheben“, wobei wir der Sklaverei der doppelten Sinn der ökonomischen Abhängigkeit wie der Unmöglichkeit einer Entwicklung zu wahren Menschentum zu Grunde legen können.

Wilbrandt erzählt auch von der Arbeit, die er in der Sozialisierungskommission im vorigen Jahr geleistet hat, und aus seinen Berichten fühlt man es heraus, wie er stets von dem Willen zu den von ihm aufgestellten Idealen getragen war. Wirtschaftliche Selbstverwaltungskörper wollte er bilden, und im Ruhrkohlenbergbau hat er die ersten Versuche unternommen. An dem Widerstand des Parlaments oder der Regierung oder beider ist er aber bald gescheitert. Deshalb erspart er den Regierungssozialisten den Vorwurf nicht, daß sie wohl einem Teil ihres Meisters Marx treu, dem Sozialismus selbst aber vor lauter Regierungssorgen nicht treu sind.

Zusammenfassend kann Wilbrandts Sozialismus kurz folgendermaßen gekennzeichnet werden: Der Sozialismus ist der allein mögliche, allein würdige, allein anständige und ehrliche Aufbau in unserem geschlagenen Deutschland. An diesen Aufbau müssen wir glauben. Wir müssen dabei auf das ganze Volk sehen, nicht auf das Privatinteresse einer Klasse, und somit der Masse ein Vaterland wiedergeben. Harmonie und Gemeinschaft zwischen Leiter und Arbeiter haben an die Stelle der Ausbeutung zu treten, Verständnis an die Stelle der Fremdheit. Der Neubau ist nur möglich, wenn wir uns selbst — das ganze Volk — neu erziehen, zur Liebe zu einander, und damit dem Christentum den Weg in unserem Volk bereiten, den es bisher nicht beschreiten konnte.

Das Charakteristische an Wilbrandts System ist die ihm zugrunde liegende Weltanschauung, die man vielleicht als Umkehrung der marxistischen materialistischen, besser ökonomischen Geschichtsauffassung bezeichnen kann. Bei Marx herrscht folgende Kausalitätsbeziehung: Wirtschaftssystem... Kulturlage... Idee... Mensch; bei Wilbrandt: neuer Mensch... neue Kultur... neues Wirtschaftssystem; deshalb ist dort Wirtschaft Selbstzweck, das Absolute schlechthin, hier dagegen Wirtschaft die Resultierende, der Ausfluß des neuen Menschentums. Im tiefsten Grunde war auch für Marx das innere Glück der Menschheit das letzte Ziel, aber das ist bei ihm nur zwischen den Zeilen zu lesen, die Geschlossenheit und zwingende Logik seines Systems verlangte jene streng realistische Durchführung. Bei Wilbrandt ist beinahe jeder Satz von Idealen, von Träumen, von Hoffnungen durchsetzt. Und das ist seine Größe; er will uns eben als ganze Menschen packen und will Menschen haben; aber das ist zugleich die Klippe, an der er sich wund stößt. Unsere so ganz nüchterne, von Tag zu Tag gezwungenermaßen nur mit Realitäten kämpfende Zeit braucht an den ausschlaggebenden Stellen (Sozialisierungskommission) für solchen immer neuen Kleinkampf geschaffene Männer, deren Ziel in der Ueberwindung des jeweils nächsten realen Übels liegt. Fast möchte man sagen: Menschen mit so weiten großen Zielen wie der Neumenschwerdung, aus der heraus auch ein wirtschaftliches Zusammenleben erwachsen soll, waren zu groß, um an solcher Stelle in unserer Zeit mitzuarbeiten, zu groß, d. h.: zu sehr Idealist. Kampf für die Entwicklung der Konsumgenossenschaften, Kampf gegen die Mißstände der Heimarbeit — das ist reale Kleinarbeit, die auch in unserer Zeit verstanden wird und Erfolg hat. Ein Umkehren aller Verhältnisse, einen neuen Menschen, eine neue Einstellung des Menschen zu Arbeit und Wirtschaftssystem, das kann nur ein Prophet, der auf einsamer Warte steht, wollen; er kann den Vorhang vor dem Himmel aufziehen und uns das letzte Ziel zeigen. Wir brauchen ihn, immer, heute vielleicht nötiger denn je. Wenn wir diese Männer verlieren, gingen wir der großen letzten Richtungspunkte verlustig, dann müßte uns bang werden um uns, unsere Zeit, unseres Lebens Sinn und Ziel. Aber solche Propheten müssen einsam bleiben, und wenn sie herabsteigen in die Alltäglichkeit, werden sie nicht verstanden und scheitern an den Verhältnissen. Darum soll uns Wilbrandt weniger der Wegbereiter durch die Wirren unserer Tage sein, dem wir nachtrauern, weil er verstoßen wurde, als vielmehr der große Prophet, der uns immer und unberührt von allen Schwankungen und Zweifeln unserer Zeit das Ideal vor Augen hält, damit wir nicht müde werden, ihm zuzustreben, nicht auf Abwege geraten, sondern ihm dienen.

Die Vorbedingung der Tat.

Von Robert Wilbrandt.

Wo ist das Ideal, der Glaube, die ein ganzes Volk hinreißende Gewalt eines hohen Zieles, einer Ueberzeugung, von den Sozialisten aufgepflanzt als eine für das ganze zerschlagene Volk die Seelen erhebende und führende Hoffnung? Wo ist die Führung, die auch seelisch wieder aufzurichten vermag? Wo ist die Seele?

Die fehlt.

Und darum fehlt die entscheidende Vorbedingung für den Sozialismus.

Die dringendsten Erfordernisse sind Kohle und Brot; um sie zu haben, ist nötig zu sozialisieren — um aber sozialisieren zu können, braucht man Seele. Also dies Allerdringendste! Und dies fehlt.

Solange es fehlt, wird Gewalt immer wieder aus heimatlos gewordenen Seelen anarchistisch, mit dem Böbel verbunden, hervorbrechend Unruhe stiften, wo Ruhe, Arbeit, Produktion so dringend nötig wäre.

Um davor zu bewahren, gibt es nur eins: die Seele geben, die da fehlt.

Für die Zukunft mag heutige werdende Jugend aufs neue den Grund dazu legen: Universität und Sozialismus, Intellektuelle und Proletarier, — wieder wie einst Marx, der diese Vereinigung selbst war, doch sie vernichtete, durch seinen nur an Proletarier gerichteten Aufruf — die Denkenden und die Leidenden wieder vereinigt, ein Bund der Arbeit für das neue Deutschland.

Allerdings, dieses deutsche Volk hat seine Laster, wie jedes andere, Neid und Kleinlichkeit, kein Blick aufs Ganze und kein Blick auf den Nächsten, ob nicht er dem Ganzen erst verbunden werden muß als verlorener Sohn, der heimkehrt als einer, den die Vaterhand nicht züchtigen, sondern an der Hand nehmen muß, um ihn wieder heimzuführen ins Vaterland. Der Sohn ist groß geworden, stark und ungebärdig und als schuldlos Enterbter verbittert — er bedarf des Vaters, so das Proletariat des deutschen Volkes, so der Teil des Ganzen. Man muß den Teil lehren, das Ganze zu sehen, doch auch das Ganze den Teil, damit der Teil wieder zum Ganzen komme, wie der Sohn zum Vater.

:: Druck von H. Steinfeld Söhne, Schlüchtern (Bez. Cassel). ::

